

Die drei Revolutionen: zum Wandel der privaten Lebensführung im Übergang zur postindustriellen Gesellschaft

Bertram, Hans

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bertram, H. (1997). Die drei Revolutionen: zum Wandel der privaten Lebensführung im Übergang zur postindustriellen Gesellschaft. In S. Hradil (Hrsg.), *Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften ; Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Dresden 1996* (S. 309-323). Frankfurt am Main: Campus Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-140061>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Die drei Revolutionen

Zum Wandel der privaten Lebensführung im Übergang zur postindustriellen Gesellschaft¹

Hans Bertram

Lebensverläufe und Lebensformen von Menschen unseres Jahrhunderts werden häufig mit Hilfe modernisierungstheoretischer Vorstellungen interpretiert. Das Heraustrreten des Einzelnen aus den traditionellen Bindungen, das Verschwinden kulturell überlieferter Normen, die Konkurrenz unterschiedlicher Sinnangebote, die Vielfalt verschiedener Lebensentwürfe und Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung werden heute als Chance und als Risiko für den Einzelnen gedeutet. Trotz unterschiedlicher Bewertungen dieses Prozesses wird er durchgängig als kontinuierlich zunehmend betrachtet. Im Gegensatz zu anderen Disziplinen, etwa der Nationalökonomie, sieht die Soziologie solche Prozesse nur als Zunahme von Handlungsspielräumen, ohne zu erwägen, ob sie nicht möglicherweise auch in Kurven auf- und abschwngen können. Nahezu fremd ist Soziologen, ausgenommen in der Tradition *Max Webers* (Schluchter 1985), die Vorstellung, gesellschaftliche Entwicklungen wie jener Individualismus könne durch Diskontinuitäten oder Brüche infolge historischer Ereignisse (Elder 1974) geprägt werden.

Auch für Deutschland läßt sich die Wirkung solcher historischer Brüche zeigen, wie die beiden Weltkriege, die Nachkriegsentwicklung, die Zeit der deutschen Teilung mit ihren je spezifischen Entwicklungen, sowie die Wiedervereinigung die Erwerbs- und Familienverläufe der ost- und westdeutschen Männer und Frauen geprägt haben. Wir wissen nicht, ob unsere gegenwärtige Interpretation der Zunahme individualisierter Tendenzen nicht Ausdruck viel längerer Bewegungen ist, die wir nur als kontinuierliche soziale Prozesse begreifen, weil wir die Zeiträume zu kurz gefaßt haben. Ohne eine komplexe Vorstellung über den Wandel und die Entwicklung sozialer, wirtschaftlicher und politischer Prozesse sind wir nicht in der Lage zu verstehen, warum ein historisches Ereignis wie der Zusammenbruch der sozialistischen Staatssysteme in Europa 1989 das private Handeln von Individuen ebenso nachhaltig be-

einflussen konnte wie der Untergang des Kaiserreichs nach dem Ersten Weltkrieg, Geburtenrückgang, abnehmende Heiratsneigung und zunächst deutlich sinkende Scheidungshäufigkeit wie in den neuen Bundesländern zu Beginn der 90er Jahre waren in ganz Deutschland nach dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg zu beobachten. Andererseits haben sich die Einstellungen zu Ehe und Familie während des Bestehens der DDR nur wenig verändert (Bertram 1992) und sind in vielem mit den Einstellungen in den alten Bundesländern vergleichbar (Gensicke 1996).

Die sich seit einigen Jahren abzeichnenden Veränderungen der postmodernen Dienstleistungsgesellschaft werden mit Sicherheit die alltägliche Lebensführung ebenso beeinflussen, wie die industrielle Revolution das agrarische Deutschland in eine weitgehend verstädterte Gesellschaft transformiert hat, in der die Individuen den Zeitrhythmen der Unternehmen und Bürokratien ebenso zu folgen hatten wie den Mobilitäts- und Erfolgserwartungen der industriellen Leistungsgesellschaft, so daß auch hier von einer Revolution zu sprechen ist.

Die öffentliche Debatte interpretiert die demographischen Veränderungen, etwa Geburtenrückgang oder gestiegene Lebenserwartung, primär als Problem der Rentenversicherung und übersieht, daß alle tradierten Vorstellungen über Lebensverläufe und Lebensformen längst in Frage gestellt sind. Die traditionelle Dreiteilung des Lebensverlaufs, nämlich Kindheit und Jugend als Lernphase, das Erwachsenenalter als Familien- und Arbeitsphase und das Rentenalter als Genußphase, wird ebensowenig Bestand haben wie traditionelle Vorstellungen von Eltern-Kind-Beziehungen. Eltern werden künftig länger von ihren Kindern abhängig sein als die Kinder von den Eltern. Lebenslange Monogamie und die lebenslange Mutterrolle der Frau werden zunehmend als Elemente der privaten Lebensführung durch Vorstellungen sequentieller Monogamie (König 1974) und doppelter Lebensentwürfe (Burger/Seidenspinner 1987) ersetzt. Auch hier ist der Begriff Revolution angemessen.

Ronald Inglehart machte zu Beginn der 70er Jahre mit der »stillen Revolution« deutlich, daß tradierte Lebens- und Wertvorstellungen ihre Verbindlichkeit scheinbar unbemerkt eingebüßt haben. Die Individuen können ihrem Leben nach eigenem Gutdünken und unabhängig von den Vorstellungen der Kirchen und des Staates subjektiven Sinn geben. Das Heraustreten aus der normativen Verbindlichkeit kultureller Traditionen schwächt viele Bindungen an die eigene soziale Herkunftsgruppe ab und läßt soziokulturelle Milieus erodieren; traditionelle Orientierungen gegenüber Staat, Kirche und nachbarschaftlicher Gemeinschaft werden in Frage gestellt, ohne in modernen Gesellschaften

ten den Konsens zwischen den Gesellschaftsmitgliedern zu begründen, wie Sinn- und Orientierungskrisen bewältigt werden können (Berger/Luckmann 1995).

Es mag verwundern, daß hier nicht die Revolution von 1989 erwähnt wird. Es spricht einiges dafür, daß die DDR wie die westlichen Industriegesellschaften schon lange vor ihrer Implosion (Furet 1995) mit den Konsequenzen dieser drei Revolutionen zu kämpfen hatte und die Zukunft der Bürger in den neuen Bundesländern stärker von diesen Strukturbrüchen geprägt ist als vom Untergang des politischen Systems der DDR.

1. Die Revolution der Lebensformen

Während der Weltwirtschaftskrise 1929 analysierten die Soziologen *Ogburn* und *Tippit* (1933) im Auftrag des amerikanischen Präsidenten den Wandel und die Entwicklung der amerikanischen Familie, stellten wachsende Scheidungsziffern, den Anstieg der Jugendkriminalität und die Zunahme alleinerziehender Mütter fest und sahen das Auseinanderbrechen der erweiterten Familie, insbesondere infolge der zunehmenden Verstädterung, voraus. Auch im damaligen Deutschen Reich ließen sich solche Tendenzen zeigen. Deutschland erlebte wie die USA und andere europäische Länder einen tiefgreifenden wirtschaftlichen Umbruch, der die Möglichkeiten der Gestaltung des privaten Lebens begrenzte und veränderte. Beim Übergang von einer dominant agrarischen zu einer industriellen Gesellschaft entfielen für viele Familien die ökonomischen Grundlagen; gleichzeitig verschwand der patriarchale Haushalt, der die Familie des 19. Jahrhunderts entscheidend geprägt hatte (Laslett 1977).

Einen ähnlichen Prozeß des Entzugs der ökonomischen Grundlagen für eine als gesichert geltende Form der privaten Lebensführung erleben wir seit Mitte der 70er Jahre. Wieder zeigen steigende Scheidungszahlen und sinkende Heiratsneigung sowie die ständige Diskussion um die Krise der Familie an, daß bestimmte Voraussetzungen für Eheschließung und Familiengründung in Frage stehen. Zeitlich parallel zur stabilen Beschäftigungsstruktur in den 50er, 60er und 70er Jahren sanken die Scheidungszahlen von 68 Scheidungen in 1950 auf 36 in 1960, um bis 1980 lediglich auf 61 von 10.000 Ehen zuzunehmen. Im Jahr 1985 lagen die Ziffern bereits bei 86 Scheidungen auf 10.000 Ehen. Parallel zum Anstieg der Ehescheidungen vollzogen sich gravierende Veränderungen in der Wirtschaft mit dem Rückgang des Industrieanteils und dem ebenso deutlichen Anstieg des Dienstleistungssektors. Neue Arbeitsplät-

ze sind meist nicht traditionelle, vollzeitige Beschäftigungsverhältnisse in industriellen Groß- und mittelständischen Betrieben oder staatlichen Bürokratien, sondern häufig Teilzeitbeschäftigungen, besonders für Frauen. So schwankte der Anteil der Frauen an allen Beschäftigten seit 1925 um 35 bis 37% und stieg in den 70er und 80er Jahren deutlich an; in den großen Dienstleistungszentren liegt er bei 70%.

Diese Veränderung im Erwerbsverhalten der Frauen hat aus ökonomischer Perspektive zwei Gründe. Die bessere berufliche Qualifikation junger Frauen hat ihren Marktwert erhöht, und ohne die hohe Erwerbsbeteiligung qualifizierter Frauen in bestimmten Branchen, etwa den Banken und Versicherungen, wäre die Entwicklung zur Dienstleistungsgesellschaft nicht denkbar. In der früheren DDR entwickelte sich die Erwerbstätigkeit von Frauen schon in den 50er und 60er Jahren anders. Die hohe Ineffizienz der DDR-Wirtschaft und ein anderes Leitbild der Integration der Frau in die Gesellschaft führten zu einer Erwerbsbeteiligung von mehr als 80% in den 70er und 80er Jahren (Trappe 1994).

Der zweite ökonomische Grund liegt darin, daß das Modell der »Versorger-ehe« der Industriegesellschaft mit der Voraussetzung, daß einer der beiden Ehepartner über eine gesicherte Berufsperspektive und Einkommen verfügt zur Sicherung des Lebensunterhalts der Familie, keinen ökonomischen Bestand mehr hat. Alle sozialen Sicherungssysteme der Bundesrepublik von der Kranken- bis zur Rentenversicherung sind auf dieses Ehemodell abgestellt. Für die Industriegesellschaft war dieses Modell funktional, weil es die rigorose Trennung von Produktion und Reproduktion als wesentliche Voraussetzung für ihren eigenen Erfolg benötigte. Die Bedingungen der Industriearbeit vertrugen sich nur schlecht mit den Bedürfnissen und Entwicklungsvoraussetzungen von Kindern. Die klare Rollendifferenzierung von Mann und Frau hatte zudem den Vorteil der Verknappung des Arbeitskräftepotentials mit einem entsprechenden Rationalisierungsdruck. Schon für die nach 1960 Geborenen entfallen wesentliche Voraussetzungen des Modells. Statt sicherer Berufseinmündungen wechseln junge Erwachsene überdurchschnittlich häufig ihre Tätigkeit, ihren Arbeitsplatz oder ihren Beruf. Darin sind sie nur vergleichbar mit der Generation der vor 1923 Geborenen (Kreher 1995). Denn die häufigen Berufswechsel sind durch den Arbeitsmarkt erzwungene Wechsel von einem befristeten Arbeitsverhältnis zum nächsten. Häufig sind es zunächst schlecht bezahlte Teilzeitstellen ohne längerfristige Perspektiven und können als Basis für eine ökonomisch gesicherte Versorger-ehe nicht dienen. Diese Entwicklungen, wenn auch aus anderen Gründen, sind auch in der früheren DDR zu beobachten (Solga 1994). Lediglich die Kinder des wirtschaft-

lichen Aufschwungs in der Bundesrepublik der 50er Jahre² konnten das Modell der Versorgerche wirklich leben, heirateten überdurchschnittlich früh und weisen gegenüber den älteren Jahrgängen rückläufige Scheidungsraten sowie steigende Kinderzahlen auf.³

Die heutigen Entwürfe des Familienmodells sind lediglich eine Modifikation des von den Eltern vorgelebten Modells. Die jungen Erwachsenen in Ost und West gehen, selbst wenn sie vollerwerbstätig sind, davon aus, daß die Mutter bei Kindern unter drei Jahren zu Hause bleiben sollte, in Westdeutschland zu 63%, in den neuen Bundesländern zu 36%; 42% befürworten eine Teilzeittätigkeit der Mutter mit Kleinkindern (Bertram 1991; Dannenbeck 1992). Auch wenn sich die Ost- und Westdeutschen in ihren Auffassungen über die Betreuung der Kinder durch die Mütter unterscheiden, scheint auch nach Jahrzehnten politisch verkündeter Gleichberechtigung und nahezu vollständiger Integration der Frauen ins Erwerbsleben (Trappe 1994) die klassische Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau bei den Befragten fest verankert.⁴

Dieses Ehe- und Familienmodell könnte man als sequenzierte Versorgerche bezeichnen, indem für die Zeit der Kleinkindbetreuung die ökonomischen Ressourcen so groß sein müßten, daß ein(e) Lebenspartner(in) mit seinem (ihrem) Einkommen in der Lage ist, die Existenz der Familie zu sichern. Gegenwärtig bedeutet ein solches Modell die Bereitschaft der Frau, erhebliche berufliche und ökonomische Nachteile in Kauf zu nehmen. Ihre Karriere-möglichkeiten sind ebenso eingeschränkt wie die spätere Altersversorgung, die auf dem traditionellen Modell aufbaut. Auch bedeutet eine solche Lebensführung einen extremen zeitlichen Streß für die jungen Eltern, den ihre Eltern nie selbst leben mußten (Statistisches Bundesamt 1992). Das alles spricht für eine hohe Fragilität alternativer Lebensmodelle, weil unsere Gesellschaft ökonomische Veränderungen politisch unterstützt, sozial- und familienpolitisch jedoch am Modell der lebenslangen Versorgerche festhält. Hier sind unter anderem die rentenrechtliche Anerkennung der Kindererziehungszeiten, der Akzeptanz von Kindererziehung als gesellschaftlich relevanter Arbeit, aber auch längere Studienzeiten mit Familiengründung zu nennen. Die traditionelle Dreiteilung des Lebensverlaufs wird in der postindustriellen Gesellschaft keinen Bestand haben und erfordert neue, den veränderten Wirtschafts- und Zeitstrukturen angemessene Modelle privater Lebensführung.

2. Die Revolution der Lebenszeit

Livi-Bacci (1978) analysierte die Auswirkungen der veränderten Lebenserwartung von Frauen auf ihre Frauen- und Mutterrolle. Heute sind durch die höhere Lebenserwartung und die Verkürzung der Reproduktionszyklen im Leben der Frauen 25 bis 30 Jahre entstanden, die sich nicht mehr durch traditionelle Muster der Mutter- oder Großmutterrolle sinnvoll definieren lassen. Diese gewonnenen Jahre (Imhoff) nutzen die jungen Frauen, um beruflich selbständig und nicht mehr auf einen Versorger angewiesen zu sein. Heirat und die Geburt des ersten Kindes werden zeitlich weiter hinausgeschoben, auch in den neuen Bundesländern. Während die Frauen der Geburtsjahrgänge 1953 bis etwa 1960 zu DDR-Zeiten ihre Kinder früh bekamen, liegt das mittlere Alter verheirateter Mütter in den neuen Bundesländern im Jahre 1992 schon fast auf dem Niveau der westdeutschen Mütter.

Lange Ausbildungszeiten, späte Heirat, wenige Kinder und zunehmend kurze Zeiten der ausschließlichen Kinderbetreuung werden vermutlich zu einer weitgehenden Parallelisierung von Reproduktion und Sozialisation als familienbezogenen Tätigkeiten und Berufsarbeit als ökonomischer Reproduktion führen. So haben sich nicht nur die Erwerbsquoten in den großen Städten angeglichen, sondern erleben heute die bis zu 15jährigen Kinder im Westen fast ebenso häufig wie die Kinder im Osten die Erwerbstätigkeit der Mutter. Das stellt aber keine Lösung für das Auseintreten von Frauen- und Mutterrolle dar. Die Paradoxie liegt in der Verkürzung des Reproduktionszyklusses bei gleichzeitiger Verkürzung der Berufsrolle mit längeren Ausbildungszeiten und vorzeitigem Ruhestand. Die daraus entstehende Überlastung der Frauen ist durch die Männer kaum zu kompensieren, weil einerseits der männliche Traditionalismus einen Wandel verhindert, aber auch die Männer im gleichen Lebensabschnitt die höchsten zeitlichen Belastungen durch Beruf und Familie haben. Eine Änderung scheint erst möglich, wenn statt der Dreiteilung des Lebenslaufs für Mann und Frau eine stärkere Sequenzierung möglich wird, etwa zwischen dem 20. und 70. Lebensjahr Ausbildungs-, Berufs- und Familienphasen so zu mischen und zu gestalten, wie es den eigenen privaten und beruflichen Bedürfnissen sowie denen der Familie entspricht.

Die Veränderung des Lebensverlaufs verändert aber auch die Beziehungen von Ehepartnern und von Eltern und Kindern. Solange Regeneration, Reproduktion und Sozialisation den größten Teil des Lebens der Erwachsenen einnahmen, war es nicht notwendig, über Länge und Dauer der Partnerschaft nachzudenken. Heute hat auch bei Paaren mit mehreren Kindern die nachelternliche Gefährtschaft zeitlich so zugenommen, daß sich die Frage stellt, ob

nicht an die Stelle der lebenslangen Monogamie eine Form der sequentiellen Monogamie tritt. Wenn sich auch der Auszug der Kinder aus dem Elternhaus zunehmend hinausschiebt⁵, ist die Sozialisation der Kinder mit dem 50. bis 55. Lebensjahr der Eltern abgeschlossen, wo heute noch ein hohes Maß an Aktivität und Lebensgenuß möglich ist. Hier muß Partnerschaft ohne die Sorge für die Kinder neu begründet werden. Auch die Kinder gewinnen in einer solchen lebenslangen Perspektive eine neue Rolle. Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts lebten Eltern und Kinder nur eine relativ kurze Zeitspanne zusammen, weil die Eltern früh starben. Hatten Söhne mit ihren zwischen 1850 und 1875 geborenen Vätern im Durchschnitt nur etwa 17 bis 18 Jahre gemeinsame Lebenszeit, können Väter heute etwa 50 und Mütter sogar 55 gemeinsame Jahre mit ihren Kindern erwarten (Lauterbach 1994). Übereinstimmend zu den Amtdaten zeigt der DJI-Familiensurvey (Bertram 1995), daß Eltern ihre Kinder nicht mehr als Haushaltsmitglieder, sondern als Familienmitglieder und gleichzeitig zunehmend als Vertraute ansehen, mit denen sie Persönliches besprechen. Kinder werden im Erwachsenenalter immer mehr zu Bezugspersonen für die Eltern, insbesondere für die Mütter nach dem Tod des Partners. Diese Kinderrolle ist historisch gesehen neu, weil Eltern und Kinder noch nie so lange gemeinsame Lebenszeit hatten.

3. Revolution der Werte oder die »stille Revolution«

Ronald Inglehart (1977, 1989) hat die These des Wertewandels in den westeuropäischen Ländern formuliert, der sich bei der jüngeren Generation in individualistischen Wertorientierungen zeige mit Selbstverwirklichung, individueller Freiheit und Hedonismus. Bei der älteren Generation bestünden eher traditionelle, auf das Wohlergehen von Staat und Gesellschaft hin orientierte Grundüberzeugungen von Sicherheit und Ordnung, einer soliden wirtschaftlichen Entwicklung, der Bereitschaft, vorgegebene Werte und Normen zu akzeptieren und auch gesellschaftliche Autoritäten als Leitbilder nicht zu hinterfragen (Meulemann 1996). Diesem Wertwandel liegen eine Reihe von Ursachen zugrunde, etwa das gestiegene Bildungsniveau der Bevölkerung, insbesondere der Frauen, oder die erfolgreiche wirtschaftliche Entwicklung. Bei zunehmender Befriedigung der materiellen Grundbedürfnisse wird die wirtschaftliche Entwicklung der Gesellschaft gegenüber der Möglichkeit individueller Lebensführung weniger wichtig. Als Folge des Wertwandels sind die vor allem auf sich selbst orientierten Individuen immer weniger bereit, sich zu en-

gagieren (Miegel 1996). Kinder würden die Ich-Entfaltung eher behindern als ermöglichen und werden zunehmend als zu teuer empfunden (Coleman 1995). So bleiben immer mehr Leute kinderlos bzw. bekommen mehr Leute weniger Kinder, um in letzter Konsequenz zum Erlöschen der europäischen Kulturen zu führen (Miegel/Wahl 1994). Ohne dieser pessimistischen Interpretation des modernen Individualismus zu folgen, fordern andere Autoren eine Revitalisierung gemeinschaftsbezogener Werte in Staat, Gesellschaft und Familie. Sozial- und Erziehungswissenschaftler (Etzioni; Bronfenbrenner) wie Politiker (Schäuble 1993; Clinton 1996) erheben die Forderung, den Individualisierungstendenzen entgegenzuwirken durch Werte wie Gemeinschaftlichkeit und traditionelle Tugenden oder die Bereitschaft, sich für andere einzusetzen.

Für die empirische Familienforschung stellt sich die Frage, ob dieser Wertewandel tatsächlich stattgefunden hat und ob er die befürchteten Konsequenzen haben wird. Nach den Befunden der Umfrageforschung seit den 50er zu diesem Thema ist für den Bereich der Erziehung unzweifelhaft festzustellen, daß 1995 Werte wie Selbständigkeit und freier Wille als Erziehungsziele in Deutschland positiver beurteilt werden als zu Beginn der 50er Jahre (Gensicke 1996), im Gegensatz zu Gehorsam und Unterordnung, Ordnungsliebe und Fleiß. Die Werte und Einstellungen von Eltern mit Kindern und die von Paaren, die noch keine Kinder haben, die kinderlos bleiben und die nach dem Erwachsenwerden ihrer Kinder wiederum ohne Kinder leben, unterscheiden sich erheblich (Bien 1996). Vor allem Kinderlose artikulieren Werte, die auf Selbstverwirklichung und Hedonismus hindeuten. Befragte mit mehreren Kindern weisen hier die geringsten Werte auf. Solche Orientierungen verlieren an Bedeutung, wenn Kinder geboren werden, weil die Einstellungen zu Selbstverwirklichung und Erziehung erheblich vom Vorhandensein von Kindern abhängen. »Kinder als Lebensinn« wird von denjenigen, die Kinder haben, höher eingeschätzt als von den Kinderlosen und den Ledigen mit Kindern. Andererseits werden Kinder von Ledigen und alleinerziehenden Frauen eher als Belastung empfunden als von Eltern mit einem oder zwei Kindern. Zwischen 1988 und 1994 haben sich bei diesen Werten und Einstellungen kaum Veränderungen ergeben, jedoch sind die Einschätzungen sehr stark abhängig vom Alter der Kinder.

Die Frage, warum auf der einen Seite lang laufende Zeitreihen einen deutlichen Wertewandel dokumentieren, der sich jedoch in Analysen zu den Eltern-Kind-Beziehungen nicht replizieren läßt, führt zu einem wichtigen Tatbestand. Eltern mit Kindern werden in der Bundesrepublik aufgrund demographischer Tatbestände immer mehr zur Minderheit. Wenn ein immer

größerer Prozentsatz der Bevölkerung für eine längere Zeit im Lebensverlauf ohne Kinder lebt, verlieren die Werte und Einstellungen, die eine Orientierung an Ehe und Familie und konservative Erziehungswerte thematisieren, an Bedeutung. Das gilt selbst dann, wenn sich die konkret Betroffenen während ihrer Elternschaft möglicherweise nur graduell von den traditionellen Werten der eigenen Elterngeneration absetzen. Durchschnittliche Veränderungswerte sind immer dann problematisch, wenn sich die zugrunde liegenden Grundgesamtheiten selbst verändern.

Es scheint sinnvoller zu analysieren, in welchen konkreten Beziehungen sich Unterstützungsleistungen für Hilfebedürftige und Abhängige in unserer Gesellschaft vollziehen. Fragt man über 55jährige, wer sie pflegen soll, so werden zuerst die Ehepartner und dann die Kinder genannt (Bertram 1995). Diese Erwartung an Hilfe und Unterstützung im Krankheits- und Pflegefall gründet sich auf die sozialen Beziehungen der Genannten zueinander. Selbst bei großer Entfernung erwartet man als Älterer von ihnen im Notfall Pflege und Unterstützung, wenn man sich ihnen verbunden fühlt. Ältere pflegebedürftige Menschen werden selbst bei kurzfristigen Krankheiten von den eigenen Verwandten, insbesondere den Kindern, unterstützt (Vierter Familienbericht der Bundesregierung 1987); außerfamiliäre Pflege und Unterstützung ist eher die Ausnahme.

Eine vergleichbare Debatte um den Wertwandel hat es am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich gegeben. *Emile Durkheim* hat die Unterscheidung von utilitaristischem und kooperativem Individualismus eingeführt und gezeigt, daß moderne Gesellschaften gegenüber traditionellen Gesellschaften in einem hohen Maße individualisiert sind und traditionelle Vorgegebenheiten an Bedeutung verlieren, daß jedoch gleichzeitig in hoch differenzierten Gesellschaften individualistische Orientierungen notwendige Voraussetzung für erfolgreiches Handeln sind, weil solche Gesellschaften einem schnellen sozialen Wandel unterliegen, dem eine Orientierung an vergangenen Traditionen und Werten nicht angemessen ist. Die widersprüchlichen Orientierungsmuster solcher Gesellschaften machen es den Individuen schwer, Werte beispielsweise aus der Familie auch im Beruf und anderen Lebensbereichen zu vertreten. Für *Durkheim* sind individualistische Wertorientierungen notwendige Konsequenz der Modernisierung und Differenzierung in Gesellschaften, die sich in zwei unterschiedlichen Spielarten denken lassen. Die eine Variante bezeichnet er als utilitaristischen Individualismus, in dem das Individuum ohne Rücksicht auf die Interessen anderer, auf die Bindung zu anderen und auf mögliche Konsequenzen des eigenen Handelns für andere nur den eigenen Nutzen als Maßstab des Handelns gelten läßt. Von diesem nutzenorien-

tierten oder utilitaristischen Individualismus unterscheidet *Durkheim* den kooperativen Individualismus, der das Individuum auch auf der Basis eigener Vorstellungen und eigener Orientierungsmuster handeln läßt, aber immer auch die Interessen, Bindungen und Beziehungen zu anderen thematisiert aus der Einsicht, daß ein sozial erfolgreiches Handeln immer voraussetzt, mit anderen erfolgreich zusammenzuarbeiten. Nur durch die Kooperation mit anderen ist die Komplexität moderner Gesellschaften zu bewältigen.

Diese theoretische Unterscheidung von *Durkheim* erklärt vermutlich den hier skizzierten Widerspruch. Natürlich sind Werte und Einstellungen in modernen und postmodernen Gesellschaften individualistischer als in den 50er Jahren. Das sagt aber nichts darüber aus, wie die einzelnen mit diesem Individualismus verfahren, ob Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung lediglich das Durchsetzen der eigenen Interessen bedeuten oder ob die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und Selbständigkeit in Bezug gesetzt wird zur Kooperation mit anderen. Möglicherweise folgt heute ein größerer Prozentsatz der Bevölkerung als früher dem utilitaristischen Individualismus, aber die Daten zu Familienbeziehungen, Pflegeleistungen und Unterstützungen zeigen auch ein hohes Maß an kooperativem Individualismus. Es ist weniger davon auszugehen, daß unsere Kulturen erlöschen, als daß sich in Zukunft die Frage stellt, ob und inwieweit Individuen mit individualistischen Orientierungen Formen des kooperativen Individualismus entwickeln.

4. Schluß

Obwohl Sozialwissenschaftler heute auf der Basis immer größerer und komplexerer Datensätze detailliertes Wissen über das Leben von Menschen produzieren, ist ihre Prognosefähigkeit für die künftige Entwicklung der Lebensformen und Lebensverläufe beschränkt. Ein Grund liegt darin, daß historische Einflüsse, die immer noch zu den »augenfälligsten und am meisten vernachlässigten Tatsachen bei der Untersuchung des Lebens von Menschen« gehören (Elder/Rockwell 1978: 78), zu selten in soziologische Konzepte über den Wandel von Lebensverläufen und Lebensformen einbezogen werden. Die historischen Brüche unseres Jahrhunderts prägen die Lebensführung von Menschen nachhaltig. Kontinuität und Wandel, die industrielle, die demographische und die stille Revolution, aber auch das Aufgreifen und Weiterleben von Traditionen und erfolgreichen Lebensmodellen prägen nicht nur die Lebensführung einer Generation, sondern auch der nachfolgenden Generationen.

4.1 *Die zeitlich befristete Versorgung*

Der Übergang von der Industrie- zur postindustriellen Gesellschaft mit ihrer teilweise neuen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Ordnung erschüttert viele Elemente des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. In der Industriegesellschaft westdeutscher Prägung war die Versorgung wesentliche Voraussetzung für die rigorose Trennung industrieller Produktion und familiärer Reproduktion, weil sie dem Ehemann eine ökonomisch sichere Perspektive anbot, auf deren Basis stabile Ehe- und Familienverhältnisse begründet werden konnten. In der DDR übernahm der Staat (»Vater Staat«) durch Arbeitsplatzgarantien anstelle des Ehemanns diese Sicherheitsgarantie und ermöglichte durch eine bürokratisch organisierte Kinderbetreuung die notwendige Trennung zwischen Produktion und Reproduktion.

In der Dienstleistungsgesellschaft müssen die Trennung der Lebensbereiche wie die Organisation der Alltagszeit neu bestimmt werden. Weder der Ehemann noch Vater Staat können die notwendige ökonomische Sicherheit garantieren, daß sich die Frauen nur um die Reproduktion und Erziehung der Kinder kümmern, wie dies Kennzeichen der kapitalistischen und sozialistischen Industriegesellschaft war. Eine kontinuierliche Erwerbstätigkeit ist vermutlich kein Merkmal der zukünftigen Gesellschaft, so daß die darauf gegründete Sicherheit entfällt. Sequentielle Modelle, die temporär Unterstützung und Sicherheit geben, können sich nur durchsetzen, wenn die Politik das gegenwärtige Modell der lebenslangen Versorgung und Sicherheit aufgibt und alle Diskriminierungen beseitigt, die eine diskontinuierliche Berufstätigkeit mit sich bringt. Ein solches Modell würde vermutlich auch von den Männern eher akzeptiert werden.

4.2 *Die multilokale Mehrgenerationenfamilie*

Ohne Zweifel haben die drei Revolutionen auch die Beziehungen des Individuums zu seiner Familie tiefgreifend verändert, was sich weder als Individualisierung, Singularisierung oder Auflösung der familialen Beziehungen interpretieren läßt, sondern als Übergang von der neolokalen Gattenfamilie mit kleinen Kindern zu einer multilokalen Mehrgenerationenfamilie mit lebenslangen Beziehungen zwischen Generationen, ohne unter einem Dach zu leben. Das wird zu einem neuen theoretischen Verständnis der Generationen und einer entsprechenden empirischen Konzeptualisierung führen. Die gleichzeitige Präsenz der Eltern und Großeltern für einen langen Lebensab-

schnitt wird die eigene Wahrnehmung der Generationen verändern. Enkelbeziehungen erlangen neben den Eltern-Kind-Beziehungen einen eigenen Stellenwert. Generationsbeziehungen thematisieren einerseits die Beziehungen zwischen den Angehörigen verschiedener Generationen und konstituieren sich gleichzeitig über Interaktion und Kommunikation, über das Tradieren von Familiengeschichte und Generationsbeziehungen als relationale soziale Beziehungen stetig neu.

Auch die traditionellen Rollenentwürfe von Ehemann und Ehefrau sowie von Vater und Mutter treten zurück zugunsten von sequenzierten Formen des monogamen Zusammenlebens in unterschiedlichen Lebensphasen. Lange voreheliche Partnerschaften wechseln mit Familienphasen hoher Stabilität zur Erziehung der Kinder und werden möglicherweise von nahehelichen Altersgefährtschaften abgelöst, ihrerseits bestimmt von einer gewissen Abhängigkeit von den Kindern. Daher gelten die Autoritätsbeziehungen von Vater- und Mutterrolle nicht mehr lebenslang, sondern werden im Lebensverlauf ausgehandelt. Das mündet nicht in den Zerfall der bürgerlichen Familie, sondern wird vermutlich eher zu einer Familie führen, in der die Generationenbeziehungen wichtiger werden als die Partnerbeziehungen. Das Leben in einem Haushalt verliert an Bedeutung, ohne die emotionalen Bindungen zwischen den Generationen zu reduzieren. Die multilokale Mehrgenerationenfamilie wird vermutlich die klassische Kernfamilie der 50er und 60er Jahre ablösen.

4.3 Kooperativer oder utilitaristischer Individualismus

Seit Beginn der Moderne ist über den Individualismus des modernen Menschen gestritten worden. Egoismus, Hedonismus, mangelnde Bereitschaft, sich für die Gemeinschaft zu engagieren, sind ständige Klagen des 19. und 20. Jahrhunderts. Seit den 50er Jahren hat sich in den meisten Industrieländern eine deutliche Abkehr von autoritätshörigen und ordnungsliebenden Vorstellungen vollzogen. Trotz aller kulturpessimistischen Interpretationen zeigen die meisten empirischen Untersuchungen die Bereitschaft zu sozialem Engagement in Ehe und Familie und die fortbestehende Bereitschaft von Eltern, Zeit und Geld in ihre Kinder zu investieren. Diese Widersprüchlichkeit löst sich auf, wenn die einzelnen Aspekte des modernen Individualismus berücksichtigt werden, der als notwendige Voraussetzung von arbeitsteiligen Gesellschaften mit unterschiedlichen Werten in den einzelnen Lebensbereichen gilt. Dieser Individualismus ist nicht notwendigerweise egoistisch und utilitaristisch, sondern kann auch gelebt werden, indem eigene Werte und die eigene

Selbstverwirklichung betont, aber gleichzeitig begriffen wird, daß moderne arbeitsteilige Gesellschaften dies nur ermöglichen in Kooperation und Solidarität mit anderen. Eltern, die auf soziale Unterstützung ihrer Kinder im Alter setzen, werden dies nur erwarten können, wenn sie ihre Kinder im Sinne dieses kooperativen Individualismus erziehen. Ob tradierte gesellschaftliche Pflichtvorstellungen je besser funktioniert haben als solche individuellen Einsichtsprozesse, können wir heute nicht beurteilen. Es bleibt jedoch in Zukunft eher notwendig zu prüfen, wie die Einsicht in die Notwendigkeit eines kooperativen Individualismus gestärkt werden kann, nicht nur als Aufgabe der Familie, sondern auch von Schule, Ausbildung und Universität.

Denkbar ist, daß Formen wechselseitiger Verpflichtungen bei fortbestehenden individuellen Orientierungen auch dadurch gestärkt werden, daß bisher an den Staat delegierte soziale Leistungen zunehmend in die länger werdenden Lebensverläufe integriert werden. Soziale Jahre, Wochen oder Monate können sicherlich ein Leben lang geleistet werden, wenn man sicher sein kann, selbst davon zu profitieren, wenn es nötig ist. Die Schweizer Armee kann offenbar auch in einer Dienstleistungsgesellschaft mit hoher Individualität den männlichen Mitgliedern bis in die Mitte des Lebens militärische Leistungen abverlangen. Solche und ähnliche Modelle lassen sich in einer Dienstleistungsgesellschaft in Form freiwilliger Assoziationen auch verwirklichen, wenn man die jeweiligen individuellen Vorteile mitdenkt.

Aber auch hier gilt wie in der Familien- und Sozialpolitik, daß die zukünftigen Wandlungsmöglichkeiten in einer offeneren Gesellschaft weniger von den Ideen und Möglichkeiten der Dienstleistungsgesellschaft und den finanziellen Restriktionen abhängen als von der Gestaltungskraft der Politik gegenüber den Bedenkenträgern aus Politik, Wirtschaft und den Verbänden, die ihre Interessen nur solange verteidigen können, wie die wirtschaftlichen und sozialverbandlichen Strukturen der Industriegesellschaft aufrechterhalten werden.

Anmerkungen

- 1 Ich danke Birgit Bertram für kritische Anmerkungen und Unterstützung.
- 2 Dies läßt sich als die »Kohl- bis Schäublegeneration« bezeichnen.
- 3 Das war der sogenannte Babyboom der 60er Jahre.
- 4 Dabei ist hervorzuheben, daß die Daten aus einer Umfrage zur Jahreswende 1990/91 stammen, d.h. zu einem Zeitpunkt mit relativ geringer Arbeitslosigkeit und vollständig existierender Krippeninfrastruktur erhoben wurden.

- 5 Immerhin lebten 1993 noch etwa 40% aller Kinder im Alter bis zu 24 Jahren bei ihren Eltern.

Literatur

- Berger, P. L./Luckmann, T. (1995), *Modernität, Pluralismus und Sinnkrise*. Gütersloh.
- Bertram, H. (1991), *Einstellung zu Kindheit und Familie*, in: H. Bertram (Hrsg.), *Die Familie in Westdeutschland*. Opladen.
- Bertram, H. (1995), *Die Sicherheit privater Beziehungen*, in: H. Bertram (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie*. Opladen.
- Bien, W. (1996), *Einstellungen, Werte und familiäre Ereignisse*, in W. Bien (Hrsg.), *Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend*. Opladen.
- Burger, A./Seidenspinner, G. (1987), *Töchter und Mütter*. Weinheim.
- Coleman, J. S. (1995), *Neue Generationen in der Sozialstruktur*, in: J. S. Coleman (Hrsg.), *Grundlagen der Sozialtheorie: Körperschaften und die moderne Gesellschaft*. München.
- Dannenbeck, C. (1992), *Einstellungen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf*, in: H. Bertram (Hrsg.), *Die Familie in den neuen Bundesländern*. Opladen.
- Durkheim, E. (1986), *Der Individualismus und die Intellektuellen*. In: H. Bertram (Hrsg.), *Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie*. Frankfurt.
- Elder, G. jr./Rockwell, R. C. (1978), *Historische Zeit im Lebenslauf*, in: M. Kohli (Hrsg.), *Soziologie des Lebenslaufs*. Neuwied.
- Elder, G. jr. (1974), *Children of the Great Depression*. Chicago.
- Etzioni, A. (1994), *Jenseits des Egoismus-Prinzips: Ein neues Bild von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft*. Stuttgart.
- Fünfter Familienbericht der Bundesregierung (1994), Bonn.
- Gans, P. (1996), *Demographische Entwicklung seit 1980*, in: W. Strubelt u.a. (Hrsg.), *Städte und Regionen*. Stuttgart.
- Geißler, R. (1996), *Kein Abschied von Klasse und Schicht*, in: KZfSS (1996): 319-338.
- Gensicke, T. (1994), *Wertewandel und Familie*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 29-30 (1994): 36-47.
- Gensicke, T. (1996), *Sozialer Wandel durch Modernisierung, Individualisierung und Wertewandel*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* B42 (1996): 3-17.
- Imhoff, A. E. (1981), *Die gewonnenen Jahre*. München.
- Inglehart, R. (1980), *Zusammenhang zwischen sozioökonomischen Bedingungen und individuellen Wertprioritäten*, in: *KZfSS* 32 (1980).
- Inglehart, R. (1989), *Kultureller Umbruch. Wertewandel in der westlichen Welt*. New York.
- Köcher, R. (1994), *Auf einer Woge der Euphorie*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 52 (1994).

- Kreher, S. (1995), Berufseinmündung und Familienbildung. Berufsausmündung und Familienauflösung, in: H. Bertram (Hrsg.), a.a.O.
- Laslett, P. (1977), *The World We Have Lost*. London.
- Lauterbach, W. (1994), Lebenserwartung, Lebensverläufe und Generationenfolgen in Familien. Konstanz.
- Livi-Bacci, M. (1978), Die demographische Veränderung und der Lebenszyklus der Frauen, in: E. Sullerot (Hrsg.), *Die Wirklichkeit der Frau*. Paris/München.
- Meulemann, H. (1996), Werte und Wertewandel. Weinheim.
- Miegel, M. und S. Wahl (1994), Das Ende des Individualismus. Die Kultur des Westens zerstört sich selbst. München.
- Ogburn, W. F./C. Tippitt (1933), *The Family and its Functions*. New York.
- Schluchter, W. (1984), *Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus*. Tübingen.
- Schwarz, K. (1995), In welchen Familienformen wachsen Kinder in Deutschland auf? *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*.
- Solga, H. (1994), »Systemloyalität« als Bedingung sozialer Mobilität im Staatssozialismus, am Beispiel der DDR. Arbeitsbericht 10.
- Trappe, H. (1994), *Selbständigkeit – Pragmatismus – Unterordnung. Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und staatlicher Sozialpolitik*. Dissertation an der Freien Universität Berlin.